

# *Treue zum überkommenen Erbe und Offenheit gegenüber dem Ruf der Stunde*

Von Prof. P. Dr. Bernhard Häring CSSR, Rom

Treue gegenüber dem überkommenen Erbe und Offenheit für den Ruf der Stunde scheinen bisweilen in einer unversöhnlichen Spannung zueinander zu stehen. Der Gegensatz kommt jedoch, wo immer er in Schärfe auftritt, nur aus der Verfälschung eines dieser beiden Pole oder beider. Wir versuchen im folgenden zu jener verborgenen Quelle vorzustoßen, aus der sowohl die echte Treue zum Erbe, wie auch die wahre Offenheit für das Gebot der Stunde gespeist werden. In einem zweiten Teil versuchen wir dann diese umfassende Schau auf die heutige Situation der religiösen Orden und Genossenschaften anzuwenden und in der Anwendung die Grundprinzipien deutlicher in den Blick zu bekommen.

## I. TRADITION ALS STETIGKEIT DES LEBENS UNTER DEM WEHEN DES HEILIGEN GEISTES.

### 1. Der Getreue, der treue und wahrhaftige Zeuge.

Am Anfang, am Ende und in der Mitte der Heilsgeschichte steht der allgetreue Gott, der Lebendige und Lebenspender. Er ist sich treu in all dem Neuen, das Er wirkt. Er will, daß sich Seine Treue im Menschen, den Er nach Seinem Bild und Gleichnis geschaffen hat, abbilde. Das absolut vollkommene Abbild des Vaters ist der menschgewordene Sohn, der „Getreue und Wahrhafte“ (Offb 19,11), „der treue und wahrhafte Zeuge“ (Offb 1,5; 3,14). Er, Christus, hat Sich die Kirche erworben, Er steht zu ihr in aller Treue: So soll sie das Spiegelbild, die gültige Antwort auf Seine Treue sein.

### 2. Unser Leitbild: Maria und die Kirche

Die Kirche dieser Pilgerzeit ist erst auf dem Weg zur vollkommenen Treue. Aber ihre Treue ist wenigstens in ihrem vornehmsten Gliede, im Herzen der Kirche: in Maria, vollkommen und vorbildhaft verwirklicht. In Maria kommt das Wesen der Frau und in einem tief mystischen Sinn eben damit auch das Wesen der Kirche zur vollendeten Darstellung. Gott hat die Frau — Eva — mit den ihr eigentümlichen Tugenden und Möglichkeiten im Hinblick auf Maria und die Kirche geschaffen. Liegt nicht einer der vornehmsten fraulichen Charakterzüge in der Beharrungskraft des Lebens, die nichts zu tun hat mit einem willkürlichen oder äußeren „Machen der Geschichte“, aber auch ebensowenig mit einer Erstarrung in Formeln, den zwei typischen Gefahren des Mannes. Die Frau hat ein angeborenes, inniges Verhältnis zur Tradition, ja, sie ist gewissermaßen mit der Tradition verbündet und vereint, wenn wir Tradition im

tiefsten Sinn als die Stetigkeit und Treue des Lebens verstehen. Auf die übernatürliche Ebene übertragen bedeutet das: Durch die Demut ist sie in mancher Hinsicht besser befähigt als der Mann, in Heiligkeit die Zusammengehörigkeit des sich durchhaltenden Wesens und der stets neuen Verwirklichungsweise zu verkörpern. Das Beharrende und das Aus-sich-Heraustreten verschmelzen in ihr in einem hohen Maße.

In Maria, der Jungfrau und Mutter, erfüllt sich das Beste der Frau. Sie ist zudem das Urbild der Kirche, gerade in der Treue zum überkommenen Reichtum und in dem Wachsein für das Kommen des himmlischen Bräutigams in jeder Gnade. Dies ist ihr möglich durch die Jungfräulichkeit und die Demut, kraft deren sie ganz vom empfangenen Wort Gottes her lebt.

„Maria behielt alle diese Worte (Geschehnisse) und erwog sie in ihrem Herzen“ (Lk 2,19). „Seine Mutter bewahrte alle diese Worte in ihrem Herzen“ (Lk 2,51). Alle einzelnen Worte und Geschehnisse, die auf Maria zukommen, haben ihre geheimnistiefe Mitte in dem in ihr Mensch gewordenen Wort des Vaters. So bildet alles eine wunderbare Einheit, wenn sie auch von Anfang an noch nicht immer sehen konnte, „wie das alles geschehen sollte“. Das treue Bewahren der Worte und Geschehnisse in ihrem Herzen bildet eine unübertreffbare Einheit mit dem Hinhören auf den je gegenwärtigen Ruf an sie. Ihr ist vom Engel gesagt: „Kein Wort von seiten Gottes wird kraftlos sein“ (Lk 1,37). Ihre Antwort: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn“ öffnet ihren jungfräulichen Schoß dem ewigen Wort des Vaters; sie erweist sich aber auch unmittelbar darauf als wahrhaft und treu gegenüber dem Anruf der Stunde: „In jenen Tagen machte sich Maria auf und in freudiger Eile zog sie hinauf ins Bergland nach einer Stadt Judas“ (Lk 1,39), um ihrer Base Elisabeth zu dienen. Ihr lobpreisendes Nachsinnen über das empfangene Wort und ihr Dienen werden eins und wirken Heil im Hause des Zacharias.

Der Glaube — das demütige Empfangen und Bewahren des Wortes Gottes — ist sowohl die Voraussetzung für die absolute Treue im Bewahren wie für das bereitwillige Eingehen auf die jetzt und hier mögliche Weise des Dienens. Treue zum empfangenen Wort und Wandlungsbereitschaft in Hinsicht auf den besonderen Dienst entspringen im Leben Mariens der gleichen Quelle.

Maria ist der Typus der Kirche. Unser Herr hat Seiner Braut, der heiligen Kirche, zugleich Sein Wort anvertraut und ihr Seinen Heiligen Geist verliehen. Das Wort ist der Same, der hundertfältige Frucht bringen soll. Das Wort Gottes ist der Kirche nicht in erster Linie in der Form der Buchrolle, des geschriebenen, ein für allemal festgelegten Wortes anvertraut worden. Es gibt einen übertriebenen Biblizismus — vor allem in protestantischen Kreisen, — der nur mehr das geschriebene Wort der Heiligen Schrift kennt, der also das reiche Erbe nur in der schriftlich fixierten

Form empfangen und weitergeben will. Katholischer Glauben aber bedeutet „Tradition“, lebendige Weitergabe des lebenspendenden Wortes im Heiligen Geist. Die Kirche kann es sich leisten, das Wort Gottes jeder Zeit ganz neu zu predigen, weil sie und soweit sie tief gegründet ist im Wort Gottes, in der Gelehrigkeit gegenüber dem lebenspendenden Heiligen Geist. Das bedeutet selbstverständlich, daß in der Kirche stets auch das Wort der Heiligen Schrift liebend betrachtet wird: „Sie bewahrte alle diese Worte in ihrem Herzen“. Aber das Entscheidende ist in der Kirche die Kontinuität des Lebens, die lebendige Tradition.

### 3. Unser Schwanken: Maria Magdalene

Maria Magdalene hat den Herrn ehrlich geliebt. Sie hat unter dem Kreuze, wenn auch in einiger Entfernung (vergleiche Mk 15,40), ausgeharrt. Sie hat über den Tod des Meisters hinaus die Treue bewahrt. Die Liebe ließ sie den Herrn im Grabe suchen. Der Lieblingsjünger Johannes berichtet darüber ausführlicher als die anderen Evangelisten. Während es nach den Berichten der Synoptiker zunächst scheint, daß Maria Magdalene also gleich vom Grabe weg zur Botschafterin von der Frohen Kunde von der Auferstehung wurde, berichtet Johannes genauer: „Sogleich lief sie hin, kam zu Simon Petrus und zu dem andern Jünger, den Jesus besonders lieb hatte, und sprach: ‚Man hat den Herrn aus dem Grabe fortgenommen, und wir wissen nicht, wo man ihn hingelegt hat‘“ (Jo 20,2). Dann kehrte sie trostlos weinend zum Grab zurück. Den Engeln und sogar noch dem Herrn selbst, der ihr erscheint, klagt sie eintönig: „Man hat meinen Herrn weggenommen und ich weiß nicht, wo man ihn hingelegt hat“. Noch hat der Glaube an die Auferstehung nicht ihr Herz erobern können. Ja, selbst als der Herr sie beim Namen ruft und sich ihr zu erkennen gibt und sie voller Seligkeit ruft ‚Rabbuni — mein Herr‘, hat sie das Geheimnis der Auferstehung im letzten noch nicht erfaßt. Sie will Jesus, so wie sie ihn in diesem Augenblick sieht, festhalten. So soll er für sie bleiben. Der Herr aber mahnt sie: „Suche nicht, mich festzuhalten! Denn noch bin ich nicht zum Vater aufgefahren. Gehe vielmehr zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und eurem Vater, zu meinem Gott und eurem Gott!“ Jetzt erst wird Maria Magdalena — aber jetzt aus einem vertieften Glauben — zur Evangelistin der Auferstehung für die Jünger Jesu (Jo 20,18).

Ist Maria, die Jungfrau und Mutter Jesu, das vollkommene Urbild der Kirche, das Bild, dem die Kirche nachstrebt, so ist Maria Magdalene gerade in diesem herrlichen Bericht von Johannes 20 das Bild des Ringens der Kirche auf dem Wege zum Tag der Wiederkunft. Wir, die Glieder der Kirche, sind immer wieder versucht, das Wort Gottes einseitig und ausschließlich im Schrein — um nicht zu sagen: im Grab — der festen Formeln und Formen gut aufzubewahren. Wir sind dabei absolut guten Gewissens — allzu-

guten Gewissens; denn tun wir es nicht aus Liebe zum Herrn, der uns Sein Wort gegeben hat? Ja, es ist auch Liebe dabei mit im Spiel, aber eine noch nicht gereinigte, eine noch nicht vom Pfingstgeist durchglühte, noch nicht gläubige Liebe! Wir glauben auf unsere Weise auch an das Geheimnis der Auferstehung, aber dennoch wollen wir den Herrn auf allzuirdische Weise festhalten, so wie er uns — bei unserer Unvollkommenheit — zu Anfang begegnet ist. - Aber der Herr mahnt uns: Such' mich nicht auf solche Weise festzuhalten! Glaube an meine Auferstehung und Himmelfahrt, glaub' an die Kraft des vom Himmel gesandten Heiligen Geistes! Wir müssen wählen zwischen dem „Begraben sein mit den Toten“ und den „Energien der Auferstehung“. Es heißt wahrhaftig nicht etwas aufgeben von unserer Liebe und unserer Treue, es heißt vielmehr uns zu einer stets noch gläubigeren und mutigeren Treue zu bekehren. Nur so können wir für alle Jünger — letztlich für alle Menschen — zu Boten des Auferstehungsglaubens werden. Unser Verhältnis zur Tradition darf nicht von der vorübergehenden Grabesruhe des Herrn geprägt sein, während deren Maria Magdalene nur mehr eines im Sinn hatte: den toten Leib zu bewahren! Unser Verhältnis zur Tradition muß von der Art Marias, der Mutter des Herrn, sein, die mit der jungen Kirche um die Sendung des Heiligen Geistes betete. Die Tradition ist durch den Heiligen Geist flutendes Leben, das sich selbst gerade darin treu bleibt, daß es Leben ist und immer neue Lebensformen zeugt.

4. Der biblische Begriff der gegenwärtigen ‚Heilstunde‘  
In der neutestamentlichen Schau des christlichen Lebens spielt der Begriff „kairós“, das heißt der jeweils von Gott her bereiteten, vom Menschen her unvorherbestimmbaren Gnadenstunde eine große Rolle. Jesus spricht mehrmals davon, daß seine „Stunde“ noch nicht gekommen ist oder daß seine „Stunde“ bevorsteht. Darin drückt sich aus, daß Er nicht nach menschlicher Berechnung, nicht nach einem unbeweglichen eigenen menschlichen Plan oder eigenem Ermessen handelt, sondern liebevoll und demütig auf die vom Vater bestimmte Stunde wartet und ganz und gar auf den Ruf der Heilstunde eingeht. Seinen Verwandten, die nicht an ihn glaubten, sagt Er: „Eure Zeit ist immer gegeben“ (Jo 7,7): Sie, die Brüder, die nicht an Jesus glauben, haben ihren festen, eigenherrlichen Plan, der mit den Rechnungen der Welt zusammenstimmt, auch wenn es darum geht, zum Festtag zu wallfahren. Anders aber bei Jesus: „Meine Stunde ist noch nicht da“ (Jo 7,6; 7,8). Es gehört zu den heftigsten Vorwürfen Jesu an die ungläubigen Juden, daß sie die Zeichen der Heilstunde nicht zu erkennen vermögen (Mt 16,3; Lk 12,56). Den Seinen aber gibt der Herr als grundlegende Mahnung die Weisung: „Habet acht, wachet und betet, denn ihr wißt nicht im voraus, wann die Stunde kommt“ (Mk 13,33)! Dies gilt von der großen Heilstunde der Wiederkunft, aber auch für jede Gnadenstunde, die uns auf jenen Tag vorbereitet. Darum die andere ähnlich lau-

tende Mahnung: „Wachet und betet zu jeder Zeit — kairòs = Entscheidungszeit —, damit ihr allem, was kommen soll, entgehen und vor des Menschen Sohn bestehen könnt“ (Lk 21,36).

Gerade die Jungfrauen — die in besonderer Weise die Kirche abbilden — sind das Zeichen der Wachsamkeit der Kirche (und jedes Christen), die darauf achtet, die Heilstunde recht zu erkennen. Es ist die besondere Berufung der Christen des Rätstandes, Zeugnis abzulegen für diese der christlichen Moral eigentümliche Wachheit.

Bei all dem handelt es sich nicht nur um eine Aufgabe des einzelnen, sondern auch um eine Mahnung an jede Gemeinschaft: Auch sie hat ihre Heilstunden, ihre einmaligen, so nicht wiederkehrenden Möglichkeiten. Es heißt, sie in Demut, Wachsamkeit, mit der aus dem Beten strömenden Bereitschaft erkennen und ergreifen.

Gerade die Ordensgemeinschaften haben die hohe Berufung, Zeugnis abzulegen für die endzeitliche Heilsfülle, für „die Heilszeit“, indem sie die „Zeichen der Zeit“ wachen Geistes erkennen. Die Religionssoziologie und die Geschichte der Religionen geben uns zahllose Belege dafür, daß der menschlich-irdische Trend stets dahin geht, an starren Formen und Formeln festzuhalten. Dies ist die schlecht verstandene Form der Treue, wenn man nur ein äußeres Gesetz, nicht aber das für den Christenstand wesenhafte „Gesetz der Gnade“ kennt. Die Ordensleute sind jene, die auf Grund ihrer besonderen Berufung allen Christen anschaulich machen sollen, daß die gegenwärtige Zeit gefüllt ist mit den drängenden Kräften der Endzeit (vgl. 1 Kor 7,29) und daß darum christliches Leben vor allem unter dem Anruf der Gnade steht.

Wer alles ein für allemal unter das bloße Gesetz von festgelegten Formeln stellen will, verleugnet das Gesetz der Gnade, das nach Thomas von Aquin und der ganzen großen theologischen Tradition der Kirche das Wesenhafte und Grundlegende am Neuen Gesetz ist.

Jeder Ordensberuf tritt an nach dem Gesetz der Gnade; denn da es kein äußeres Gesetz gibt, das zu diesem Beruf verpflichtet, kann es einen echten Beruf nur im dankbaren Eingehen auf den Ruf der Gnade geben.

Jeder Orden ist geschichtlich angetreten nach dem Gesetz der Gnade. Er ist entstanden, weil der Gründer den inneren Ruf und die äußeren Nöte seiner Zeit — als drängende Heilszeit — erkannt hat.

So verlangt also gerade die Treue zum innersten Wesensgesetz des Christen, des Ordensberufes und der Ordensgemeinschaft, das stete Wachsein, um die „Zeichen der Zeit“ in absoluter Folgsamkeit gegenüber der Gnade zu erkennen.

Alle inständigen Mahnungen Pius XII. an die Orden und Kongregationen, sie möchten doch die „Zeichen der Zeit“ nicht übersehen, haben ihre tiefste theologische Begründung in der biblischen Sicht, wonach der Christ —

und die Christen des Rätelandes in vorbildhafter Weise — „unter dem Gesetz der Gnade“ (Röm 6,14) steht und „von Gott belehrt wird“ (Jo 6,45; vgl Is 54,13; Jer 31,33). Dahin weist zum Beispiel die Ansprache Pius XII. vom 8. 12. 1950: „Wir wollen kurz auf das Bestreben der religiösen Institute eingehen, sich den veränderten Zeitverhältnissen anzupassen und Neues und Altes harmonisch miteinander zu verbinden. Wenn die Jugend hört: ‚Wir müssen in unserer Zeit stehen‘, ‚Wir müssen das Wagnis, unserer Zeit zu antworten, auf uns nehmen‘, so lassen sie sich dafür gewaltig begeistern. Üben sie ihr Apostolat in den Reihen eines religiösen Institutes aus, so brennen sie darauf, alle zukünftigen Anstrengungen nach diesem Grundsatz auszurichten. Und das ist in gewisser Hinsicht auch richtig. War es doch meist so, daß die Ordensgründer ihr neues Werk eben dazu ins Leben riefen, um den gerade auftauchenden und drängenden Bedürfnissen und Aufgaben der Kirche zu entsprechen. Darum standen die Anfänge im Zeichen der Zeit. Wollt ihr eueren Vätern treu sein, so müßt ihr handeln wie sie. Erforscht also die Einstellung, den Geist und die Art eurer Zeitgenossen; und was immer sich daran an Gutem und Rechtem herausstellt, nehmt es an als kostbare Elemente! Nur auf diese Art seid ihr imstande, sie zu erleuchten, sie zu stützen, aufzurichten und zu führen“ (AAS 43, 1951, 33 f.).

Es ist demnach klar, daß nach der Überzeugung Pius XII. eine am bloßen Buchstaben haftende Treue in Wirklichkeit eine offensichtliche Untreue gegen den Geist des Stifters der Orden sein kann, ja, eine solche Haltung ist im letzten Verrat gegenüber dem eigentlichen Zeugnis, das die Orden für das „Gesetz der Gnade“ stets und überall zu geben haben. Es wäre Verrat am Wesen des Christentums, der Religion und Moral des Auferstandenen, der uns als das eigentliche Gesetz Seinen Heiligen Geist verliehen hat, wie Thomas von Aquin es mutig ausdrückt (Kommentar zu Röm 8,2).

## 5. Kirche des menschengewordenen Wortes

Die ständige Wachsamkeit gegenüber dem Ruf der Stunde bekommt eine besondere Dringlichkeit durch das Geheimnis der Menschwerdung Christi. Die Kirche des menschengewordenen Wortes hat für dieses Geheimnis Zeugnis abzulegen durch die stets neue Eingestaltung der bleibenden Botschaft in den Stoff der Geschichte, der verschiedenen Kulturen und sozialen Schichten (Näheres darüber in meinem Aufsatz „Tradition und Anpassung im Lichte des Geheimnisses der Inkarnation, in: Kirche und Überlieferung, herausg. von J. Betz und H. Fries, Freiburg-Basel-Wien 1960, S. 276—287).

## 6. Anpassung und Erneuerung im Geist

Wenn wir die zahlreichen Äußerungen Pius XII. über die Anpassung der Orden durchlesen, so ist folgendes Kennzeichen nicht zu übersehen: Für

den Obersten Hirten der Kirche ist die Frage der Anpassung wesentlich eine Frage der Erneuerung. Es geht immer zugleich um den „l'effort d'adaptation et de renovation“ (Ansprache an den 2. Weltkongreß für die Stände der Vollkommenheit am 9. 12. 1957, AAS 50, 1958, p. 35).

Nur das Leben aus dem „Geistgesetz des Lebens in Christus Jesus“ (Röm 8,2) kann die wahre Treue garantieren. Wo das stete Bemühen um die Erneuerung im Geiste — eine ständige Bekehrung, ein Wachstum und ein Kampf gegen die niederziehenden Mächte des alten Menschen und der alten Welt — fehlt, ist die Anpassung von vornherein verurteilt, „eine Anpassung an den Geist der Zeit“, an den Ungeist der Welt, zu werden. Nachdem der Völkerapostel im Römerbrief das „Geistgesetz des Lebens in Christus Jesus“ als Regel des Christen gelehrt hat, folgt seine Mahnung: „Gleicht euch nicht dem Geiste dieser Welt an; vielmehr wandelt euch durch die Erneuerung des Geistes. Nur so könnt ihr unterscheiden und erkennen, was der Wille Gottes ist, was wirklich gut, Gott wohlgefällig und vollkommen ist“ (Röm 12,2). So mahnt auch Pius XII.: „Die Normen für euer Urteilen müssen sich klar unterscheiden von den Grundsätzen dieser Welt“ (AAS 1958, S. 157, Ansprache an die Generaloberen vom 11. 2. 1958). Als geistliche Menschen müssen wir ferner unterscheiden, was an dem überkommenen Erbe „unveränderlich ist und was Überlieferungen sind, die im Laufe der Jahrhunderte hinzugefügt wurden und die infolgedessen den gewandelten Zeitverhältnissen neu anzupassen sind“ (AAS 1958, S. 315, Schreiben vom 3. April 1958, an die Ordensleute Portugals).

Es gibt — das wird aus den Äußerungen Pius XII. besonders deutlich — zwei Formen des Verfallens an diese Welt: Die äußerliche Anpassung aus zu weltlichem Denken und das starre Festhalten an früheren zeitbedingten Anpassungen, obwohl dies den Erfordernissen der gegenwärtigen Heilszeit widerspricht. Beides hat seinen Grund im Mangel an geistiger und geistlicher Tiefe.

#### 7. Eigene Initiative und Gehorsam in der Anpassung („Unterscheidung der Geister“)

Wie können wir am besten die falsche Anpassung aus weltlichem Geist und die Anpassung aus erneuertem Geist unterscheiden? Es gibt dafür eine ganze Reihe von Unterscheidungszeichen. Wir können nur auf das Wesentliche unter Verzicht auf Vollständigkeit hinweisen: Die Selbstprüfung fragt zuerst nach der Anwesenheit der Selbstverleugnung. Sind die Motive wirklich allein die Ehre Gottes und das Heil des Nächsten? Kommt die Anpassung aus demütigem und beharrlichem Gebet? Dient sie der Vertiefung des Gebetsgeistes? Pius XII. warnt ausdrücklich vor dem Verfallen an einen äußerlichen Aktivismus; denn wo der

Aktivismus überhand nimmt, ist die Ansteckung durch den ungunen Weltgeist immer schon im Gang (AAS 50, 1958, S. 158). — Sucht man in der Neuanpassung nur die Verminderung der Opfer oder ist man im Gegenteil auch bereit, wenn nötig größere Opfer auf sich zu nehmen (wobei freilich die Opfer nicht immer gesetzlich auferlegt sein müssen!)?

Das klarste Unterscheidungszeichen ist aber letztlich die rechte Verbindung von Initiativegeist von unten und Gehorsam bis hinauf zum Apostolischen Stuhl. Ist der Initiativegeist echt, so kommt er aus dem Gehorsam gegenüber dem Wirken des Heiligen Geistes. Dieser gleiche Gehorsam wird sich aber auch dann notwendig bewähren im Gehorsam gegenüber denen, die vom Heiligen Geist bestellt sind, die Kirche Gottes zu regieren (vgl. Apg. 20,28).

Pius XII., der große Lehrer der „*renovatio adaptata*“, mahnt die Ordensoberen, die Initiative der Untergebenen, wenn sie aus rechtem Geist kommt, ernst zu nehmen und dieser Initiative Raum zu geben (AAS 1958, S. 3). Diese Initiativen müssen Zeugnis für die echte Treue ablegen und dürfen nicht jene Initiativen an Reformen einfach realisieren, die den Oberen vorbehalten bleiben müssen (1. c. S. 37).

Die Obern ihrerseits dürfen nicht durch Hängenbleiben am bloßen Buchstaben der Überlieferung die nach vorwärts drängenden Untergebenen irritieren (1. c. S. 38).

Die Oberen, die für die Anpassung vor allem verantwortlich sind, erweisen sich als geistlich durch die Verbindung von Initiative und vertrauensvollem Gehorsam gegenüber dem Apostolischen Stuhl. Pius XII. mahnt sie, sie sollen sich in ihren Berichten an die Religiosenkongregation nicht nur als wahrhaftig, sondern auch als freimütig erweisen (AAS 1958, S. 42). Sie sollen also demütig Nachricht geben, wenn sie der einen oder anderen Mahnung des Apostolischen Stuhles noch nicht nachgekommen sind; sie sollen auch das Gefährliche in ihren Instituten nicht verschweigen — all das gehört zur Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit. Darüber hinaus aber — so wünscht es der Papst — sollen sie auch freimütig ihre Wünsche äußern, mutig sagen, in welcher Richtung ihre Initiative zielt, auch und gerade auch dann, wenn diese nicht mit Gesetzestexten harmonisierbar zu sein scheint. So und nur so kommt es zu einem vertrauensvollen Gehorsam, der den Initiativegeist vor dem Abirren bewahrt.

Der letzte Maßstab der Anpassung ist nie das Gruppeninteresse — der Kollektivegoismus — eines Instituts; vielmehr geht es stets um die Anpassung an die Bedürfnisse und Erfordernisse der Kirche — „*adaptation aux exigences de l'Église*“, Anpassung also an die Kirche des menschengewordenen Wortes, die hellhörig ist auf die Gnadenstunde und demütig den Nöten der Menschen jeder Zeit und jeder Kultur nachgeht (AAS 1958, S. 35).



## II. ANWENDUNG

### (Der Raum der Anpassung in Treue)

Was die konkrete Anwendung dieser Grundsätze betrifft, so sind Sie zweifellos besser im Bilde als ich. Zudem hat jedes Institut hierin seine ganz besonderen Probleme und Aufgaben. Gestatten Sie mir jedoch, daß ich gemäß den Äußerungen des Apostolischen Stuhles die Hauptprobleme, die fast bei allen Orden und Kongregationen wiederkehren, illustriere.

#### 1. Treue und Anpassung in bezug auf die besondere Spiritualität des Instituts

Jedes Institut hat vom Stifter und seinen ersten Gefährten her ein besonderes Gepräge, das schließlich auch in der vom Apostolischen Stuhl approbierten Regel zum Ausdruck kommt. Das besondere Gepräge bedeutet den Reichtum und die Vielfalt der Gnadengaben im mystischen Leibe Christi. Es liegt der Kirche am Herzen, daß die Vielfalt in der Einheit und die Einheit in der Vielfalt erhalten bleibt.

Es ist — in Abhängigkeit vom Apostolischen Stuhl — vor allem Sache der Generalkapitel und der Obern, in der Auslegung der Tradition und in der Neuanpassung um die Treue gegenüber dem Geist des Stifters und des Instituts besorgt zu sein (vgl. Pius XII, AAS 1958, p. 38). Aber gerade in der Auslegung des Geistes des Instituts muß man achtgeben, „weder die einen noch die andern zu erbittern und den Frieden zu bewahren“ (1. c.). Ebenso wenig wie man das Erbe einfach unberücksichtigt lassen darf, darf man sich allzusehr an den Buchstaben und an Äußerlichkeiten klammern. „Die Orden dürfen ihre Eigenart und ihre Tradition nicht engstirnig und fanatisch festhalten wollen, so daß sie sich schließlich jeder günstigen Weiterentwicklung verschlossen und selbst dann nicht zur Anpassung bereit wären, wenn dies das allgemeine Beste verlangt“ (Pius XII. Ansprache vom 2. 8. 1958, AAS 1958, S. 581).

Die großen Ordensstifter ragen gewöhnlich gewaltig über das durchschnittliche Niveau ihrer Zeit empor. Sie befreien sich von vielem, was die große Zahl gedankenlos als das Normale hinnimmt. Sie sind und bleiben aber in den Ausdrucksmitteln ihres Geistes Kinder ihrer Zeit, und zwar in einem doppelten Sinn: 1) Sie müssen wie Paulus „allen alles werden“; das könnten sie nicht, wenn sie das geistige Gewand der Zeit verschmähten. 2) Sie tragen irgendwie auch an der Unvollkommenheit ihrer Zeit mit. Beide Aspekte zwingen ihre Institute zu einer ständigen Weiterentwicklung und Überprüfung. Je mehr dabei das Motiv „allen alles werden“ wirksam ist, um so geringer wird die Gefahr sein, allzu viel von der Unvollkommenheit unserer gegenwärtigen Zeit mit einzupacken. Letzte Regel ist stets die aus der Erneuerung kommende Anpassung an das gegenwärtige Leben der Kirche.

Lassen Sie mich das mit einem einzigen Beispiel erhellen: Die Kirche von heute ist liturgisch hellhöriger und hat aus apostolischem Geist neue Formen entwickelt, alte wieder zum Leben erweckt. Es wäre ganz gegen den kirchentreuen Geist Ihrer Stifter und gegen die Funktion Ihres Instituts im mystischen Leibe Christi, wollten Sie sich mit Berufung auf die Regel oder den Geist des Stifters hier irgendwie verschließen. So würden es zum Beispiel die jungen Leute, die aus lebendigen Pfarreien zu Ihnen kommen, als überaus abstoßend empfinden, wenn sie im Kloster gewöhnlich vor der Messe kommunizieren müßten oder wenn man ihnen normalerweise keine aktive Teilnahme an der Feier der Liturgie gestattete. Dabei ist es allerdings normal, das entsprechend der Eigenart der Institute einige in der liturgischen Erneuerung führend sind, während andere mit großer Vorsicht folgen, aber eben doch im Rhythmus der Kirche schließlich freudig folgen. Jede katholische Spiritualität muß entscheidend vom sakramental-liturgischen Leben der Kirche geprägt sein.

Das überall in der Kirche neu belebte Gemeinschaftsbewußtsein — wie es in den großen Enzykliken *Mystici Corporis* und *Mediator Dei* zum Ausdruck kommt — muß sich in den Orden und Kongregationen in vorbildhafter Weise verwirklichen. Nur wer die Spiritualität des Instituts allzu einseitig oder oberflächlich beurteilt, wird meinen, dieses pulsierende Leben der Kirche von heute habe dort keinen rechten Platz.

Was unser geliebter Heiliger Vater Johannes XXIII. zu Beginn der Vorbereitungsarbeiten für das Konzil den Theologen gesagt hat, gilt auch den Orden und Kongregationen: „Die Kirche ist kein Museum“, in dem verstaubte Altertümer aufbewahrt werden. Die Eigenart der Spiritualität der verschiedenen Institute muß von der Lebendigkeit der Vergangenheit und der gegenwärtigen Kirche zugleich Zeugnis ablegen.

## 2. Anpassung an die gegenwärtige Apostolatsaufgabe der Kirche.

Die meisten tätigen Orden und sonstigen Institute sind aus einem besonderen Apostolatsbedürfnis ihrer Zeit entstanden. Die Stifter gaben das mutige, nicht selten wahrhaft erfinderische Ja zum Anruf der Heilstunde. Leider bedarf es gerade deshalb immer wieder neuer Institute, weil die alten die „Zeichen der Zeit“ nicht verstehen und sich von ihren gewohnten Betätigungen auch dann nicht lösen wollen, wenn andere Aufgaben viel drängender geworden sind und dem ursprünglichen Elan ihres Stifters besser entsprächen. Man ist überrascht, ja man erschrickt geradezu, wenn man diesbezüglich die beschwörenden Worte Pius XII. liest, die er an einen in Portugal abgehaltenen Ordenskongreß am 3. April 1958 schrieb: „Die Überlieferungen dürfen nicht höhere Güter begraben, wo immer diese in den Gesichtskreis treten und neue Verhältnisse oder neue Normen des Apostolischen Stuhles dies fordern. Zu Unrecht würdet ihr solche Gü-

ter verraten ‚wegen eurer Tradition‘ (Mt 15,3)“ (AAS 1958, p. 316). Man beachte, daß der Papst ausdrücklich die Worte des Herrn an die alten Gesetzesmänner zitiert: „Warum übertretet ihr wegen eurer Überlieferungen (traditiones) das Gebot“ (Mt 15,3)? Die Tradition muß dem gegenwärtigen Apostolat dienen oder, wenn dieses es erfordert, ihm weichen. Alle Institute haben ihre gegenwärtige Berechtigung nur im Organismus der gegenwärtigen Kirche.

Dabei möchte ich freilich bescheiden hinzufügen: Es kann unter Umständen auch ein Geschenk der Vorsehung sein, wenn ein Orden gerade jene Werte, die in der gegenwärtigen Kirche etwas in Vergessenheit zu geraten drohen, vorbildlich weiter verkörpert, bis sie wieder zu einer ganz besonderen Aktualität kommen. Diese Funktion setzt aber offensichtlich eine ganz hohe Lebendigkeit und ein echtes Mitgehen mit der Kirche voraus. Nur wer mit der Kirche in vorbildlicher Weise mitlebt, kann den besonderen Reichtum aus dem Erbe glaubwürdig bezeugen. Der Prüfstein ist immer wieder das gegenwärtige Apostolat! (vgl. AAS 1958, S. 35 f: Der Stand der Vollkommenheit ist wesentlich von der Funktion im mystischen Leibe Christi her bestimmt).

Ein Beispiel für die Anpassung an die gegenwärtigen Apostolatsaufgaben der Kirche ist die erneuerte Volksmission auf regionaler Basis als Milieu-Mission und unter Einsatz von Spezialisten und engster Zusammenarbeit aller Orden und Kongregationen unter sich und mit den Seelsorge-Ämtern. Die heutige Seelsorge, deren Bannerträger vor allem die Ordensleute sind und sein sollen, ist eine zugleich konstruktive und nachgehende“ Seelsorge (vgl. P. Schurr, Konstruktive Seelsorge. Freiburg 1962).

### 3. Anpassung in der Ausbildung des Ordensnachwuchses.

Die Rekrutierung der Ordensberufe hängt mit dem Problem der angepaßten Erneuerung, zumal in der Ausbildung, eng zusammen. Hier sind jedoch einige Klippen zu meiden: Die Anpassung darf kein bloßes Mittel der Berufswerbung werden. Es ist gefährlich, wenn man die Zahl der Berufe um jeden Preis mehren will. Insbesondere hat Pius XII. davor gewarnt, Abstriche am Gehorsamsideal zu machen, um auch Leute zu gewinnen, deren Grundsatz ist: „die Zügel der Freiheit lockern, soweit eben möglich“ (Ansprache vom 8. 12. 1950 AAS 1951, p. 31 ff). Gewiß muß man die Aspiranten stufenweise einführen; aber nichts wäre verkehrter, als sie über die Notwendigkeit der Opfer, der Selbstverleugnung oder über die Höhe des Ordensideals irgendwie im Zweifel zu lassen. Gilt schon ganz allgemein vom christlichen Ideal: „Wer den lieben Gott mit Rabatt — mit Abstrichen — verkaufen will, macht das schlimmste Geschäft“, so gilt dies von den Ständen der Vollkommenheit in ganz einzigartig dringender Weise.

Pius XII. verlangt jedoch auch um der Berufe willen und aus dem innersten Wesen des Berufes gewisse Anpassungen in bezug auf die *Gehorsamserziehung*: Die heutige Jugend — und das ist kein Tadel für sie — ist überaus empfindlich gegenüber unwürdigen Formen des Befehlens (AAS 1958, S. 39 f.). Es muß in der Gehorsamserziehung ein dreifaches deutlich werden: 1) Die religiöse Autorität der Ordensoberen verkörpert wesenhaft die Liebesautorität, die Demut und Dienstbereitschaft Christi (vgl. Lk 22,26). 2) In der Form des Befehlens müssen die Obern stets die gläubige Hochachtung vor der christlichen Persönlichkeit des Gehorchenden zeigen. 3) Das Ziel des Gehorsams ist das Heranreifen der Persönlichkeit des Untergebenen „zum Vollalter Christi“ (Eph 4,12 f.). Der Gehorsam im Orden hat immer ganz ausgesprochen den Sinn, den Menschen zur Begegnung mit Gott zu führen (1. c. 40 f.). Darüber hinaus ist zu bedenken, daß die heutige pluralistische, weithin entchristlichte Welt eine hohe sittliche Reife und damit auch ein hohes sittliches Urteilsvermögen — ausgehend vom inneren Werterkennen des Guten — von jedem Christen verlangt. Wie schlimm wäre es, wenn gerade die Ordensleute, die Zeugen christlicher Vollendung sein dürfen, auf einer infantilen Stufe rein äusserlichen Gehorchens stehen blieben!

Inmitten einer nach Bildung strebenden Welt müssen wir den Schwestern und Brüdern eine vertiefte geistliche und theologische Bildung vermitteln. Pius XII. sagt, es sei fehl am Platz, das Verlangen der jungen Schwestern nach einer angemessenen Bildung im geistlichen Leben mit dem Wort des Apostels abzuweisen: „Ich wollte unter euch nichts anderes wissen als Christus, und zwar Jesus Christus, den Gekreuzigten“ (1 Kor 2,2). „Dieses Verlangen widerspricht in gar keiner Weise dem Geist der Demut und der Selbstverleugnung, wie ihn die ehrliche Liebe zum Kreuz Christi verlangt“ (Ansprache vom 19. 7. 1958, AAS 1958, p. 569). Das gleiche Verlangen nach Bildung beobachten wir bei dem Brüdernachwuchs.

#### 4. Anpassung in bezug auf die soziale Struktur.

In der Struktur des Benediktinerabtes wird einerseits sicher das Jünger-Meister-Verhältnis des Evangeliums abgebildet, aber es zeigen sich doch auch Spuren aus der Entstehungszeit der Benediktinerklöster: Manches spiegelt den Feudalherren wieder, und sei es auch nur in der äußeren Form. Die Verfassung der Jesuiten erinnert an die eines Heeres aus dem 16. Jahrhundert. Moderne Kongregationen zeigen mehr demokratische Elemente. Die Kirche hat keine der Verfassungen der Gesellschaft, weder Monarchie, noch Aristokratie noch Demokratie kanonisiert; aber es entspricht ihrem Wesen und der praktischen Verkündigung der Menschwerdung des Wortes Gottes, wenn sie sich stets bemüht, im Rahmen der Treue ihre Strukturen der jeweiligen Gesellschaft und Zeit anzupassen. Es gibt auch innerhalb eines gesunden demokratischen Verhaltens die

echte Möglichkeit eines vollkommenen religiösen Gehorsams. Mit demokratischen Ausdrucksweisen gelingt es sogar den Oberen heute vielfach besser, die Einfachheit Jesu nachzuahmen und einen beseelteren und freudigeren Gehorsam zu wecken, als dies unter monarchischen oder aristokratischen Formen der Fall war.

Ein sehr ernst zu nehmendes Problem ist die Stellung der Brüder in unseren klerikalen Orden und Kongregationen. Wir müssen uns klar werden, daß früher die Brüderekandidaten gewöhnlich aus niederen sozialen Schichten kamen und vielfach Analphabeten waren. Das ist heute anders. Warum sollten unsere intelligenten und teilweise sehr gut gebildeten Brüder zum Beispiel nicht auch aktives Wahlrecht haben?

##### 5. Das sichtbare Zeugnis der Solidarität der Institute.

Eines der wichtigsten Kennzeichen der Kirche Christi ist die Katholizität, die weltweite Solidarität der Jünger Christi. Es ist auch ein Kennzeichen unserer Welt von heute, daß sich die Solidarität aller Menschen und Völker immer deutlicher spürbar macht. Der Kommunismus und die Kräfte des Bösen schließen sich in kompakten Blöcken zusammen. Unsere Einheit muß von anderer Art sein: eine Einheit in Freiheit, in spontaner Zusammenarbeit, in Achtung der legitimen Vielfalt. Vielleicht ist gerade die großzügige Zusammenarbeit der religiösen Institute eines der wichtigsten Zeugnisse der Katholizität der Kirche in der modernen Welt.

Psychologisch ist diese überzeugende Solidarität den einzelnen Instituten im Verhältnis zu den anderen wohl nur möglich, wenn innerhalb des Institutes selbst eine starke Eintracht unter Respektierung der regionalen und charakterlichen Vielfalt verwirklicht ist.

Der Apostolische Stuhl, das Zentrum der Einheit, hat hierin eine große und liebevolle Sorge. Pius XII. mahnt: „Unter Wahrung der Vielfalt, der Unterschiede, die zwischen den verschiedenen Instituten bestehen, muß man in aller Aufrichtigkeit und in gegenseitigem Wohlwollen die Einheit und die Zusammenarbeit im Auge behalten . . . Man muß sich anpassen an die Erfordernisse der Zusammenfassung und Zusammenschlüsse (coordination). Das aber verlangt notwendig auch eine gewisse Selbstverleugnung der einzelnen Institute im Hinblick auf das Wohl des Ganzen. Für eure Gemeinschaften, die durch die Gnade Gottes in dem einen Leib der Kirche geeint sind, gilt analog das, was der hl. Paulus im ersten Brief an die Korinther (12, 12-27) von den Beziehungen der Glieder des Leibes untereinander sagt. Es ist leicht, von hier jene Gesinnung abzuleiten, die die Beziehungen der einzelnen Gemeinschaften untereinander regeln müssen: Hochschätzung Wohlwollen, Gefälligkeit, Hilfsbereitschaft, Bereitschaft zur Zusammenarbeit und hierin ein heiliger Wetteifer, hochherzige Selbstlosigkeit“ (Ansprache vom 9. 12. 1957 AAS 1958, p. 41).

Der regionale Zusammenschluß der Ordensobern ist ein erstes klares Zeichen dafür, daß man gern dieser Mahnung des Apostolischen Stuhles nachkommt. Sicher haben die Orden in den letzten Jahrzehnten ihre Lebenskraft gerade durch die Verbindung von mutiger Einzelinitiative und immer wachsender Solidarität erneut unter Beweis gestellt.

Die Solidarität der Orden, Kongregationen und Genossenschaften muß sich heute vor allem erweisen in der gemeinsamen Anstrengung um die Ausbildung und laufende Schulung. Die Erfordernisse der Zeit sind so hoch, daß die einzelnen Genossenschaften allein kaum mehr das Nötigste tun können. Ein Anfang ist zum Beispiel gemacht worden mit zahlreichen gemeinsamen Schulungskursen für die Volksmissionäre. Das gemeinsame „Pastoraljahr“ steckt allerdings noch in sehr bescheidenen Anfängen.

Darf nicht einmal die Frage aufgeworfen werden, ob die Orden und Kongregationen nicht in der Lage wären, stufenweise eine Ordensuniversität aufzubauen, die unter anderem dem Ordensnachwuchs — unter teilweiser Einsparung vieler Kräfte, die jetzt auf wohl 50 Ordens-Scholastikate verteilt sind — eine erstklassige Ausbildung geben und bei aller Wahrung der Besonderheit eine stärkere Gemeinsamkeit des Geistes schaffen könnte? Die Ausstrahlung der Orden auf das gesamte geistige Leben unserer Zeit würde bei gesunder Zusammenfassung der Kräfte sehr viel größer werden!

Wenn wir miteinander betrachtet haben, wie Großes die Kirche und letztlich Gott von uns in dieser Zeit erwartet, so werden wir nicht verzagt. Wir trösten uns mit Maria Magdalene, die erst stufenweise zur Botin des Auferstehungsglaubens geworden ist. Wir bewahren vor unseren Augen und in unseren Herzen das Bild Mariens, der Mutter des Herrn und unserer Mutter. So werden wir stets noch liebevoller das überkommene Erbe lebendig bewahren und hellhörig auf den Ruf der Zeit eingehen.